

# Portraits aus Ob- und Nidwalden

Autor(en): **Wyrsh, Jakob**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Nidwaldner Kalender**

Band (Jahr): **119 (1978)**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-1033633>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Portraits aus Ob- und Nidwalden

von Prof. Dr. Jakob Wyrsch mit Zeichnungen von Robert Durrer

Es gehört sich, dass die hohe Geistlichkeit, die sich bisher im Kalender eher im Hintergrund hielt, für 1978 als erste antritt und zwar würdig und ehrenvoll mit Abt *Leodegar Scherer* (1840—1914) von



Engelberg. Der Klostername, den er bei der Profess wählte, lässt schon schliessen, woher er stammt, nämlich aus dem Luzernischen, denn nur dort gibt es die «Leder-guri». Aus Inwil stammte er und in einer währschaften Bauernfamilie nach einfach-aler, gesicherter Art wuchs er auf. Als zehnjährig kam der kleine Peter Josef bereits in die Schule nach Engelberg, was damals noch möglich war. Als 17jährig trat

er ins Noviziat, und bald wurden dem jungen Pater Leodegar, der eher von kränklicher Art war, Aufgaben aufgeladen. Als Präfekt musste er die allerdings noch sehr bescheidene Klosterschule leiten. Als Beichtiger kam er nach St. Andreas in Sarnen, wo er auch die richtigen Obwaldner kennen lernte, dann ins ganz abgelegene Frauenkloster Wonnenthal im Appenzellischen und anderswo. Aber 1901 wählten ihn die Engelberger Patres zum Abt und dies war eine gute Wahl. Es sei nicht aufgezählt, wie er das neue Kollegium erbauen liess, wie er das Recht zur Maturitätsprüfung erhielt, wie er eine neue Orgel erstellen liess und vieles andere innert den Klostermauern ordnete und verbesserte.

Wichtig für uns aber ist, wie er und Robert Durrer sich zusammenfanden, so dass die Zeichnung hier entstand und ein reger Briefwechsel erfolgte, worin Robert einmal schrieb, der Gnädige Herr verstehe und schätze ihn besser, als seine Nidwaldner Landsleute ihn verstünden. Wieso kam es dazu? Im Band der Kunstdenkmäler von Unterwalden umfassen die Abschnitte über Engelberg fast 150 Seiten, weit mehr als jeder andere Ort. Denn wenn die Abtei im Laufe ihrer mehr als 700 Jahre auch mehrfach niederbrannte oder sogar ausgeraubt wurde, so blieb sie doch eine Fundgrube für einen Künstler und Kunsthistoriker wie Robert und seinen dortigen Helfer P. Ignaz Hess, den mit 90 Jahren noch unverwüstlichen «Ignazi», dem Robert auch gedruckt noch dankt. Abt Leodegar aber, der die Gewalt besass, Türen und Sakristeien, Bibliotheken und Truhen zu öffnen, stand dem Laien Robert verständnisvoll bei, um Bauge-schichte und Miniaturen der romanischen Zeit und besonders das einzigartig wertvolle Reliquienkreuz der Frühgotik, das arg verwahrlost und schäbig geworden war, wieder zum alten Glanz zu bringen. Täuschung vorbehalten konnten wir das Kreuz sogar damals in der Breiten in Stans

bewundern. Zuletzt gab Abt Leodegar den Auftrag zum Festvortrag über den Übergang Engelbergs an Obwalden anlässlich der Hundertjahr-Feier am 15. November 1915. Man denke sich, einem Erznidwaldner und nicht einem Engelberger oder alt-Obwaldner wird der ehrenvolle Auftrag übergeben. Der Feier selbst konnte Abt Leodegar nicht mehr beiwohnen. Er hatte noch 1914 sein Goldenes Priesterjubiläum feiern können, aber starb schon bald nachher. Der Vortrag aber wurde von Robert 1915 gehalten und er liegt auch zu unseren nidwaldnerischen Trost gedruckt vor. Denn es erweist sich daraus, dass nicht nur die Nidwaldner damals durch ihre Dummheit den Anschluss Engelbergs verdarben, was uns vorgehalten wird, sondern dass auch in der Talgemeinde oben Herrschsüchtige und Eigensinnige den Anschluss an Obwalden gegen Widerstand erzwangen.

Gehen wir darum ins alte eigentliche Obwalden, die Pfaffenwand hinauf zum nidwaldnerischen Trübsee, über das Joch hinüber zum bernischen Engstlen-See, wieder steil hinauf endlich zum obwaldnerischen Melchsee, aber dann rasch hinab nach Sarnen ins Rathaus. Und wer sitzt dort im Landammann-Stuhl? Der Nidwaldner *Maria Odermatt*, gebürtig von Buochs (1867—1950). Sind die Obwaldner so herrschsüchtig, wie es ihnen die Nidwaldner Jahrhunderte lang bis 1815 nachgeredet haben? Soweit erinnerlich haben die Nidwaldner nie einen Obwaldner als Landammann gewählt, trotzdem es um die Mitte des letzten Jahrhunderts im Obern Haus und im Untern Haus in Stans die zwei Deschwanden-Familien von Kerns gab, die das gesellschaftliche und besonders das geschäftliche Leben von Stans beherrschten. Nur im wissenschaftlich-künstlerischen Bereich konnten die nidwaldnerischen Deschwanden im Haus am Dorfplatz mit ihnen wetteifern. Aber die obwaldnerischen Deschwanden hielten sich fern von Politik und es gab nur einmal einen Regierungsrat, der aber nach einer Amtsdauer wieder zurücktrat, und nie einen Obwaldner als Landammann.

Auch rümlig an der Landsgemeinde vorgeschlagen, wäre ein solcher schmählich bei der Abstimmung durchgefallen.

Aber in Obwalden sassen innert wenigen Jahrzehnten sogar ihrer drei Nidwaldner auf dem Landammann-Stuhl. *Josef Businger* (1855—1929) wurde zehnmal zum Landammann gewählt und später *Gotthard Odermatt* (1902—1970) sieben-



mal und zwischen den Beiden der genannte *Maria Odermatt*. Man sieht, die Obwaldner können auch entgegenkommend sein.

Der Knabe *Mariä* kam schon zur Schulzeit nach Alpnach, besuchte wohl einige Klassen des Kollegiums Sarnen, aber wollte Bauer werden und es bleiben bis ans Lebensende. Und ledig blieb er auch noch dazu, darin war er etwas unbäuerisch. Wie es in einem solchen Fall

geht, wurden ihm fast haufenweise Ämter und Ämter aufgeladen, in der Gemeinde zunächst, wo er 30 Jahre lang Präsident war. Dann Kantonsrat, Richter und Regierungsrat von 1914—1942. Als Landammann liess er sich 1924 nur wählen, als der auch schon im Kalender dargestellte Dr. P. A. Ming im Amt starb, und ein Ersatzmann gewählt werden musste. Er bedingte sich aber aus, dass er nach der Amtsdauer nicht wieder gewählt werde, doch liess er sich anstatt des verstorbenen Dr. Ming in den Nationalrat wählen und sass dort von 1924—1943. Es traf ihn einmal, der kein französisches Wort verstand, zwischen zwei welsche Kommunisten — so namensehrlich war man damals noch — zu sitzen. Wenn es aber zu Handgreiflichem gekommen wäre, natürlich sehr selten, aber doch damals nicht ganz ausgeschlossen, dann hätte er, der Alpnacher Bauer, schon verstanden welsch zurückzuschlagen. So soll er einmal gesagt haben.

Odermatt hatte nun in der Regierung eine heikle Stellung. Seine Parteifarbe war zwar gleich wie jene der «Herren von und in Sarnen». Aber er war kein Herr, sondern ein Bauer und kam dazu von der gerne aufrührerischen Gemeinde Alpnach, die er ja, Farbe hin oder her, auch vertreten musste. Aber es wird von Obwaldnern, die es wissen können, heute noch bezeugt, er sei ein ausgezeichnete Kopf gewesen und der gute Mittelsmann zwischen den schwer zu regierenden Alpnachern und dem Rathaus in Sarnen. Erst in spätern Jahren sei ihm Linientreue etwas abhanden gekommen.

Aber wie kann ein Bauer, der ja das Konträre zu einem heutigen Bürolisten mit seinen Kasten und Registraturen und seiner Laufjungfer ist, in seinen vielen Ämtern Ordnung halten? Früher, trotzdem es noch nicht Büro-Fach-Messen gab, konnte es der eine oder andere aber doch. Man denke an das «Büro» von Robert Durrer in der Breiten in Stans, wo auch alles drunter und drüber lag und alles doch wieder irgendwie ins Geleise kam. So oder noch schlimmer sah es auch im

Bauernhaus in Alpnach aus. Einer, der in irgendeiner Angelegenheit vorsprechen musste, hat erzählt, wie er Odermatt dort traf, schreibend an irgend einem Tisch, zwischen Beigen von Papier, Mappen und Büchern, und auf jedem Stuhl und Kommode lagen weitere Haufen Akten und Bücher, sodass der Besucher nirgends sich setzen konnte. Aber Odermatt habe von einem Stuhl alles auf den Boden herunter gewischt und der Besucher konnte sitzen und das Gespräch begann und war lohnend.

Das Alter war leider trübselig für den alt-Landammann. Er merkte nicht, wie andere auch etwa, dass die leiblichen und geistigen Kräfte langsam nachliessen, und er empfand es als schweres Unrecht, dass er aus den wichtigsten Ämtern fast hinausgedrängt wurde. Jüngere Freunde, denen er geholfen hatte, stimmten ihm bei, dies sei wieder einmal der Undank der Republik. Auch als Nationalrat wurde er zum Rücktritt fast gezwungen. Dabei wäre es eine fröhliche Himmelfahrt geworden, wenn der Bundesweibel der Eidgenossenschaft im Mantel und mit Zweispietz den Sigristen der Kapelle in Alpnachstad — denn auch dieses Amt hatte der Hr. Nationalrat versehen — auf den Friedhof in Alpnach geleitet hätte. Aber dies ist das unverdiente Schicksal der alten Buben, in Mundart gesagt. Auch die Himmelfahrt müssen sie allein bewältigen.

Nun nochmals ein Wahl-Obwaldner, aber eingefleischter Sarner, nämlich Dr. jur. *Caspar Diethelm* (1890—1946). Dass die Diethelm aus der Schwyzer March am Zürichsee stammen und also dazu neigen, manches anders zu machen als die Inner-schwyzler, weiss man. Der Grossvater von Caspar blieb aber schon Wahl-Obwaldner, war Ingenieur, verstand es, der bösen Melchaa, die vorher durch den Grundacher hinabfloss, nun den geraden Gang von der Schlucht in den See aufzuzwingen, womit die alljährlichen Überschwemmungen des Sarner-Dorfes ausblieben. Heutzutage ist sie manchmal fast nur ein Rinnsal, weil sie hoch oben von der Elektrizitätswirt-

schaft angezapft wird. Auch die Lopperstrasse von Alpnach bis gegen Acheregg ist ihm zu verdanken. Sein Sohn war nun aber Graphiker bei der einst viel gelesenen Zeitschrift «Über Land und Meer» in Leipzig, heute längst in der Flut der Illustrierten und Reklamen untergegangen. Er starb jung und die Frau, eine Deutsche, zog mit den Kindern zum Grossvater Ingenieur in Sarnen. Wohl möglich, dass der



Schreiber dies, ein Schulbube damals, den kleinen Caspar ebenfalls sah, als Kollegianer dann sicher, als Universitätsstudent nochmals und nachher öfters, trotzdem wir beide nie am gleichen Ort wohnhaft waren. Caspar war sesshafter Sarnener und fühlte sich mit Recht als dies und war ungebärdig im Schaffen und mit Planen: Dissertation über Innerschweizer Bistumspläne, Anwaltspraxis bei Landammann Amstalden, Redaktor des «Obwaldner Volksfreund», Redaktor der «Monats-Rosen» (Obacht: keine Zeitschrift für unschuldige Töchter, sondern für manchmal

auch etwas schuldige Studenten), Herausgeber einer eigenen kurzfristigen Zeitung «Volk und Heimat» (äusserst kurzweilig wird sie von einstigen Lesern genannt), war sehr tätiger Dorfschaftspräsident, bei Gründung des Heimatmuseums, Grundbuchverwalter auf dem «Grund», Stütze des Kirchenchors als mächtiger Bassist, musikalisch immer dabei. Aber das Wichtigste im Auftrag als Jurist: 1940 war er zum amtlichen Verteidiger bestellt im Strafprozess des Mörders Vollenweider, der nun wirklich das war, was wir uns bei diesem bösen Wort vorstellen, nämlich andere umbringen mit Absicht, ohne Gewissensregung, kaltblütig. Aber das Recht auf einen Verteidiger hat auch ein Mörder, und Caspar Diethelm habe es verstanden, auch da noch einiges Gute, was entlasten könne, zu finden und darzulegen. Vor der Verurteilung zum Tode retten, war allerdings unmöglich. Es war das letzte Mal, dass diese Strafe in Obwalden vollzogen wurde; Nidwalden hatte diese Strafe schon vor langer Zeit abgeschafft.

Lieber aber hatte unser Freund die historische Forschung und gedruckt wurde von ihm die «Geschichte der Dorfschaft Sarnen» und «Die Hexenprozesse im Kanton Obwalden», beide noch viel gelesen. Über die nidwaldnerischen Hexenprozesse können wir nur handschriftlich in den vielen Bänden des überfleissigen Kaplan Anton Odermatt lesen, gedruckt ist es nicht.

Den grössten Triumph aber glaubte er zu erringen, als er auf der Innenseite des Umschlages des «Weissen Buches von Sarnen» auf die Namen Vater Ulrich und Sohn Heinrich von Wenighusen stiess. Sind dies nicht die beiden Melchtale Vater und Sohn unserer Befreiungsgeschichte? Er fand Zustimmung, aber ebensosehr Widerspruch, und es blieb dabei: Es kann sein, dass sie es sind, aber beweisen kann man es nicht und ebensowenig kann man beweisen, dass sie es nicht sind.

Aber Enttäuschung brachte ihm das Politische. Einmal zum Regierungsrat vorgeschlagen, fiel er an der Landsgemeinde durch und man kann ihm nachfühlen,

wenn er sich unterschätzt glaubte, denn mancher Aufgabe wäre er gut gewachsen gewesen. Aber er war nun einmal ein «Intellektueller» und ein «Muischer» im Dorf, und solche Leute sind hierzulande zwar sehr willkommen als Anreger und Schaffer, aber zum Regieren will man sie nicht, denn sie seien zu unpraktisch und wüssten zu viel. Darum hat auch Robert Durrer in der Breiten in Stans schon 1890 «Meine erste und letzte politische Aktion», die ihm natürlich missriet, in einer Mappe gleichsam eingesargt. Aber Robert war Dr. phil. und die Philosophen galten schon im alten Griechenland als schlechte Tagespolitiker. Caspar jedoch war Dr. jur. und dies verpflichtet, es wenigstens einmal oder auch mehrmals zu versuchen und unter dem Misserfolg zu leiden.

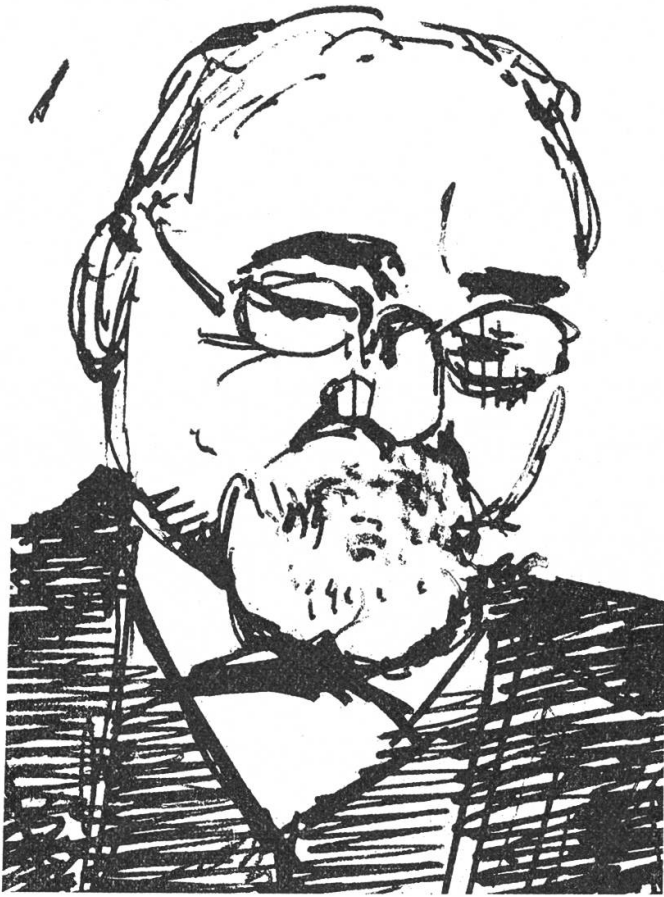
Nun aber rasch durch den Kernwald hinunter, und wen treffen wir da im Rathaus in Stans, sogar auf dem Landammannstuhl? Die Unmündigen sind entschuldigt, wenn sie beim ersten Blick auf die Zeichnung nicht sagen können, wer es ist. Aber die längst Mündigen sollten eigentlich wieder einmal entmündigt werden, wenn sie es nicht wissen. Es ist Landammann und Nationalrat *Hans von Matt*,



Buchhändler, Verleger, Redaktor des «Volksblatt», Herausgeber der «Schweizer Rundschau» und ihr Gründer, Gründer des St. Anna-Schwestern-Vereins und ihrer Klinik, Mitgründer der künstlerischen St. Lukas-Gesellschaft und vieles andere, nicht mehr aufgezählt.

Aber warum lange weiter schreiben? Was er wirkte und erreichte, können die Unkundigen in der schönen Erinnerungsschrift lesen, die ihm Freunde und Mitgenossen und die Familie 1937 gewidmet haben. Wie er war, ersieht man aber schon aus der Zeichnung. Aufmerksam, gespannt ist Blick und Körperhaltung, bereit, nicht den andern zu unterbrechen, sondern zuzuhören und reden zu lassen, aber wenn es Zeit dazu ist, zuzustimmen oder auch widersprechen, wenn etwas im Gehörten nicht überdacht ist, ohne eigensinnig die eigene Ansicht durchzusetzen, sondern zu überzeugen. Man traut ihm auch zu, dass er nicht im Politisieren aufgeht oder gar im Geschäftlichen, sondern auch literarisch-künstlerische Neigungen haben kann. Hat er doch einige Jahrzehnte lang die Regie im Theater auf der Mürgg geführt, hat selbst ein Drama «Fabiola» in jungen Jahren geschrieben und zur Aufführung gebracht, hat gedichtet und, kaum junger Ratsherr, sich für die bildende Kunst eingesetzt und später immer wieder. Und dazu fand er noch Zeit, um ein guter Vater für seine vier Buben zu sein und sie, jeden nach seinem Talent, zu bilden, ohne sie einseitig ins Politische hinein zu drängen. Mit 63 Jahren starb er, vom Landammann-Amt zurückgetreten, doch noch als Nationalrat. Die wilde Zeit des Kampfes um Bannalp musste er also nicht mehr erleben.

Nun kommen im Rathaus die beiden Landschreiber, unentbehrliche Helfer jeder Regierung, auch wenn sie meistens im Schatten zurückstehen. Aber der Kundige weiss Bescheid, und einmal hat einer den alten Spruch: «Der Mensch denkt, Gott lenkt» auf das Rathaus umgemodelt: «Die Regierung lenkt, der Landschreiber denkt». Zuerst kommt *Remigi Wagner*



(1849—1917). Als Bierbrauer soll er jung begonnen haben, aber den Wagner ist es eingeboren, dass sie Schreiber und besonders Landschreiber werden, denn sie haben das Talent. Von 1815 an bis fast in unsere Tage gab es ihrer fünf und einer, nämlich Robert im Gross-Löli wurde im Kalender für 1974 vorgestellt, und die Tochter Bertha des Remigi war als Landschreiber-Gehilfin erst noch die Ahne aller der vielen weiblichen Figuren, die heute in den verschiedenen Ämtern Schreibmaschinen-Klimpern und in den Gängen herumhüpfen um alles ans rechte Ort zu bringen. Auch von den sieben Kindern des Landschreibers Remigi waren fast alle schreibend tätig, einer als Gemeindeschreiber von Weggis im ganzen Luzernischen bekannt, ein anderer Teilungsschreiber der Stadt Luzern, den dritten und letzten Landschreiber Werner haben wir alle noch gesehen und gekannt, Adolf, als Kapuziner Dr. P. Adalbert genannt, war Historiker, aber dies ist auch ein Beruf, bei dem es auf finden und schreiben ankommt,

nur hätte er es vielleicht lieber als im fernen Appenzell im Kloster von Stans getan. Denn alle Namens Wagner sind stolz auf ihr Genossenrecht.

So schritt also Landschreiber Remigi jeden Tag zweimal von der Nägeligasse zum Rathausplatz hin und zurück, später begleitet von seiner still-eingezogenen Tochter Bertha, und es ist nicht anzunehmen, dass die Beiden in ihrer Kanzlei jemals müssig gingen.

Auf dem Bild, das folgt, wird es nun augenfällig, dass ein Landschreiber denken muss. *Franz Odermatt* (1867—1952) aus bäuerlicher Familie in Dallenwil, selbst Bauer zuerst und nachher geringe Ämtchen, war bei der Wahl an der Landsgemeinde heftig umstritten. Nicht weil Zeugnisse und Abgangsnoten höherer Schulen fehlten, denn damals schaute man noch den Mann an und nicht die Papiere, die er mitbrachte. Aber es war eine politisch umstrittene Wahl und Odermatt schwang oben auf. Dass die Wahl nicht schlecht war, ersieht man auf dem Bild. Der Landschreiber denkt tatsächlich und besinnt sich, wie er einen Beschluss oder einen Aufruf im Amtsblatt am Richtigsten



fasst und schreibt und hat deshalb die Hand an der Stirn und den Federhalter hinter die Ohrenmuschel gesteckt. Dies war Geste der Besinnung damals. Heute ist dies unmöglich, sei es, weil die Federhalter zu dick oder die Ohren zu kurz geworden. Wohl eher das erstere. Als Geste der Besinnung bleibt uns heute nur mehr Zurücklehnen mit Blick ins Leere oder mit geschlossenen Augen, und dies gelingt vielen nicht. Wird darum heute so viel Unbesonnenes geschrieben und gedruckt?

Odermatt hat sich rasch im Amt zu rechtgefunden und wurde ein zuverlässiger, tüchtiger Landschreiber. Mehr und Nicht-Amtliches kam mit der Zeit hinzu. Zu seiner Zeit kam, im Gefolge von Gottfried Keller besonders, der sog. «Schweizer Roman» auf, in der Schweiz gelesen und in Deutschland noch mehr mit Begeisterung wie vorher und nachher kaum etwas so allgemein. Die Namen J. C. Heer und Ernst Zahn, den aus dem ersten Jünglingsalter Entwachsenen wenigstens etwas bekannt, zeigen, was gemeint ist. Aber die beiden waren nur die Erfolgreichen und neben ihnen traten nun in jedem deutschsprachigen Kanton einer oder mehrere an. In Nidwalden war es Franz Odermatt. Schon im ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts begann er, und dann folgte alle paar Jahre Buch auf Buch, auch Mundartliches. Zum besten dürfte wohl «Der Grosskellner» und «Volkskraft» zählen, ersteres mit etwas historischem, nämlich die erste Titlis-Besteigung, das zweite mehr mit politischem Einschlag. Nach dem Rücktritt als Landschreiber hatte er mehr Musse zum Schreiben, aber der «Schweizerroman» hatte sich mehr und mehr überlebt und es war schwierig Verleger zu finden. Den letzten über die Gibler von Kerns hatte er unvollendet hinterlassen. Er wurde dann anderwärts überarbeitet. Wertvoll aber sind die beiden Bücher: «Der Kanton Unterwalden nid dem Wald im 19. Jahrhundert» und «Land und Volk der Urschweiz», denn hier wird vieles dargestellt, was Odermatt noch gesehen oder gehört oder aus erster Quelle

erfahren und um was wir nur noch dürftig vom Hörensagen etwas wissen.

Nun besteht in Nidwalden schon seit langem die einst heissumstrittene Gewaltentrennung zwischen Regierung und Gericht. Einst hatte die Landsgemeinde auch die Befugnis zum gerichtlichen Urteil. Heute betreten die Richter das Rathaus nur zur Sitzung der Gerichte, aber sonst



sitzen sie daheim und lesen die Akten und machen sich Gedanken darüber und auch Notizen. Sogar die Präsidenten hatten früher kein eigenes «Büro» in irgend einem Amtsgebäude, geschweige denn im Rathaus. Aber es gehört sich, dass nach Landammann und Landschreibern auch der Obergerichtspräsident erscheint und zwar *Arnold Odermatt* (1857—1926), der Sohn des Constantin im gleichen Amt, der im Kalender für 1977 vorgestellt wurde. Auch Arnold wohnte im Palazzo Costantini, wie ihn einige mit etwas Spott nur ganz im Hintergrund, aber doch mit Achtung genannt haben. Arnold wohnte dort



mit väterlicher Familie und mit Familie des Schwagers Adalbert Vokinger und Kindern, Neffen und Nichten unter einem Dach, nur mit getrennter Wohnung. Also genau so, wie die grossen Florentiner Herren um 1500 in ihren Palazzi hausten. Er übernahm den väterlichen Handel mit Käse nach Italien und zurück mit Italiener-Wein, der aber für unsere damaligen Firmen gleichen Handels schon schwieriger wurde, als er zur Zeit der Säumerei über den St. Gotthard war. Er übernahm auch das altmodisch-gemütliche «Büro» im Erdgeschoss links, in dem heute ganz andere Wesen sich tummeln. Aber das Amt als Gerichtspräsident hat er nicht vom Vater geerbt, sondern dank eigener Klugheit, Besonnenheit und Sinn für Recht und Unrecht ist er von der Landsgemeinde gewählt worden, und es war eine gute Wahl. Es kam aber noch etwas Musisches dazu. Dass er im Theater auf der Mürgg auftrat und auch Regie führte, gehörte sich. Aber, etwas eher seltenes im damaligen Stans, zog nun in seinem Haus die Musik ein. Sogar ein Flügel stand dort, ebenfalls selten. Er war ein trefflicher Sänger und begleitete seinen Gesang auf dem Flügel und improvisierte auch, wenn es ihn gelüstete. Seine Frau, eine Luzernerin hatte das Konzert-Diplom als Pianistin am Konservatorium in Zürich erworben und jedes der fünf Kinder musste ein Instrument spielen lernen. Wenn nun aus der verwandten Familie des Dr. med. Wilhelm Odermatt in Zürich — er hatte als Arzt seinerzeit in Beckenried begonnen — ein Zuzug, besonders die Tochter Dr. phil. Esther, hinzu kam, waren Hauskonzerte fällig mit einer kleinen Zahl von Eingeladenen. Der dies schreibt, hat damals erstmals Musik von Richard Strauss gehört, der gerade begann, zur Weltberühmtheit aufzusteigen . . .

Nach den Behörden im Stanserdorf sei doch zum freien Bauernland gegangen, es gehört sich so. Da treffen wir in der Aegerten in Ennetmoos auf *Josef Odermatt* (1862—1925), Bauer und bewährter Jungeselle, hochgewachsen, gerade auf, kräf-



tig-schlank, Kopf und Blick stets nach oben gerichtet, was ihm den spöttischen Namen Dachkennel-Inspektor eintrug. Der Spott war nicht verdient, sogar dann nicht, wenn von ihm erzählt wurde, er, der nur nidwaldnerisch und keine Fremdsprache verstand, schmückte seine Reden gern mit Fremdwörtern aus, die er natürlich nidwaldnerisch aussprechen musste. Manches, was schmunzelnd von ihm herumgeboten wurde, mochte wohl vom Erzähler erfunden sein. Aber etwas wurde so viel erzählt, dass es fast wahrscheinlich erschien. In einer Rede, vielleicht sogar im Ring in Wil, habe er echt demokratisch gesagt: «Das Volk ist der wahre Souverain

des Landes.» Er meinte natürlich das französische «souverain», aber auf nidwaldnerisch klang es eben anders. Von den lachenden Erzählern wurde meist beigefügt, er sei sonst ein tüchtiger Waisenvogt, Gemeindepräsident, Ratsherr, Kantonsrichter gewesen, kurz ein gescheiter Mann. Sogar dann sagen sie es, wenn sie erzählen, wie er im Stall zwischen den Lägern auf und ab ging und laut seine Reden übte. Da ist nichts zu lachen, denn auch das Vieh versteht es mit Stampfen oder Schwanz-Wedeln Missbilligung oder Lob zu zeigen.

Der Schreiber, damals noch jung, aber doch schon bei reiferem Verstand, kann dies bezeugen. Seinerzeit fuhr der letzte Brünig-Zug in Luzern zwischen 9 und 10 Uhr abends weg, und die Nidwaldner mussten dann von Hergiswil zu Fuss heimwärts durch die Nacht. Man schloss sich also gerne mit Bekannten zusammen. Denn die einsame Lopper-Strasse galt als etwas unheimlich, nicht weil Gefahr bestand, in Autos entführt zu werden — dies gehört zum Fortschritt unserer Zeit —, aber auf den Geldsack könnte dort ein Vagant es abgesehen haben. Bei der Glas-Hütte schlossen sich also Bekannte zu dem sonst so reizvollen Fussmarsch unter dem Sternenhimmel zusammen, und den Schreiber traf es einmal mit dem ihm nur wenig bekannten Dachkennel-Inspektor zu wandern. Aber zum Erstaunen, wie er alles auf Weg und Steg kannte und wie klug er die Geschehnisse im Land beurteilte. Mehr noch. In Stansstad bemerkte er, er gehe jeweils der Nähe nach über Rotzloch und durch die Schlucht hinauf zu seinem Heimwesen Aegerten. Aber wenn der Andere es gerne hätte und sich sicherer fühlte, mache es ihm nichts aus über Stans heimzugehen. Also wohl eine Stunde Umweg. Mit Dank für diese hilfreiche Gefälligkeit, gaben wir uns aber bei der alten Kapelle die Hand und jeder schritt seines Weges fürbass. Die Wanderung am nächtlichen Lopper und das lehrreiche Gespräch blieben unvergessen.

Aber wer kommt nun zuletzt. In den Zeichnungen von Robert Durrer stossen



wir 1908 auf einen «Kalkbrenner Horn-Migi», der wohl als Zeuge vor Kantonsgericht antreten musste und zum Zeichnen reizte. Er ist also ein Mann aus der Zeit vor Zement und Beton, als noch mit Kalk beim Mauern gefügt wurde. Ist dies der Mann der «Horneri», die in Dorf und Spittel eine Hauptrolle spielte und deshalb auch in die Gedenkschrift beim Spittel-Fest hineingeriet? Mit einem Remigi Niederberger-Durrer war sie verheiratet und als ledig war sie also eine Durrer. Aber es gibt viele Remigi und viele Niederberger. Aber einer dieses Namens lebte vom 17. Juni 1863 bis 21. Oktober 1933 und war mit einer Namens Durrer verheiratet, war also 14 Jahre älter als die «Horneri». Hat darum die «Horneri» ihre Witwen-Jahre allein im Spittel zugebracht, denn ein Ehemann tritt dort nicht mehr auf? Es scheint, wir dürfen es annehmen, und damit findet also der «Horn-Migi» im Kalender wieder heim zu seiner angetrauten Eehälfte, der «Horneri» im Spittel.